

**JENA**

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

## „Werte leben, Krisen meistern, Not beheben.“

01. November 2007

ELISABETH VON THÜRINGEN: ORIENTIERUNGEN EINER FRAU UND HEILIGEN DES MITTELALTERS FÜR HEUTE

[www.kas.de](http://www.kas.de)

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Über die hl. Elisabeth von Thüringen zu sprechen, dafür gibt es jeden Tag gute Gründe – zumal kurz vor ihrem Gedenktag am 19. November. Heute allerdings sollten wir nicht gänzlich übersehen, dass Christen an diesem Tag Allerheiligen begehen – den „Herrentag der Heiligen“, wie der Kirchenvater Johannes Chrysostomus um 400 nach Christus dieses uralte Fest genannt hat. Männliche Selbstüberschätzung darf auch noch nach mehr als eineinhalb Jahrtausenden korrigiert werden. Die Friedrich-Schiller-Universität macht mit dem heute begonnenen Symposium deutlich, dass eine Frau im weiten Kosmos der Heiligen eine herausragende Rolle spielt.

Dass eine Universität, dass die Universität Jena zu einem Symposium aus Anlass des 800. Geburtstags einer Heiligen einlädt, ist alles andere als selbstverständlich. Aber es hat gute Gründe und ist daher dankbar zu vermerken.

Ob es auch richtig war, mich um diesen Beitrag zu bitten, muss sich erst noch erweisen. Für die Ehre, heute Abend sprechen zu dürfen, bedanke ich mich jedenfalls.

Wir wollen Elisabeth von Thüringen in Erinnerung rufen, sie und ihr Wirken, uns bemühen, sie besser zu verstehen, und fragen, ob sie uns für heute Orientierung geben kann. Ohne ihr Lebenszeugnis gewaltsam für unsere Bedürfnisse passend zu machen – auch das ist im Jahr ihres 800. Geburtstags schon geschehen –, wollen wir mit

gebotener Vorsicht fragen, was sie uns zu sagen hat.

„Sie hat nie aufgehört, geschichtliche Person zu sein, auch heute nicht“, schrieb Reinhold Schneider, der heute zu Unrecht weithin vergessene Denker abendländischer Geschichte und Schicksale in seinem von Theodor Heuss im ersten Band der Großen Deutschen 1956 erstmals veröffentlichten Essay über Elisabeth von Thüringen. Und er fügte hinzu: „sie ist noch immer in der Macht, unaufhebbare Gegensätze wenn auch nicht zu versöhnen, doch zu heilen...“

Wer könnte bestreiten, dass auch unsere Gegenwart genügend „unaufhebbare Gegensätze“ kennt, die – wenn nicht der Versöhnung – so doch wenigstens des heilenden Verständnisses bedürfen.

Elisabeth ist als eine Persönlichkeit, die in der Geschichte wirkt, nicht nur einer bestimmten Epoche zugehörig. Aber erfassen lässt sich das Erneuernde, ja Umwälzende ihres Vorbilds nur, wenn man sie zunächst in ihrer Zeitgebundenheit betrachtet. Elisabeth ist eine „Frau und Heilige des Mittelalters“ – und gerade das ist es, was den Kern ihrer bleibenden Faszination ausmacht: Sie hat auf die geistigen und materiellen Entwicklungen, vor allem auf die Nöte ihrer Zeit, reagiert und neue, gültige Antworten auf sie gefunden.

Was prägte das frühe 13. Jahrhundert, in das Elisabeth – die „erste gotische Gestalt“, wie Reinhold Schneider meinte – hineingeboren wurde? Was waren die Hauptströ-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

mungen der geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung?

Erst viel später hat man für ihre Zeit den Epochenbegriff des „Hohen Mittelalters“ gefunden, eine Zeit, in der sich von Frankreich aus die Gotik zu einem europäischen Baustil zu entwickeln beginnt. Die Scholastik verbindet Glauben mit Rationalität und Naturbetrachtung. Es entsteht eine weltzugewandte Kultur: Die Städte befinden sich im Aufschwung, und – beginnend in Italien – bestimmen bald neben den Kirchen mächtige Rathäuser die mittelalterlichen Stadtbilder mit. Auch der Adel löst sich von der Dominanz der Kirche und schafft sich eigene gesellschaftliche Formen – insbesondere mit der höfischen Dichtung, die am Thüringer Landgrafenhof bekanntlich besonders hoch im Kurs steht.

Freilich ist das 13. Jahrhundert nicht nur von „lichtvoller Geistigkeit“ erfüllt, wie der französische Historiker Jacques Le Goff geschrieben hat. Es gibt auch viel Schatten: Der Streit zwischen Staufern und Welfen, in dessen Verlauf die Thüringer Landgrafen ständig die Fronten wechseln, ist seit 1198 in Gange, die universale Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst steuert ihrer letzten, dramatischen Phase entgegen.

Allenthalben herrschen in den unteren Ständen bitterste Armut und Elend. Hungersnöte, vielleicht auch damals zurückzuführen auf Klimaveränderungen, gehen um, Seuchen rafften unzählige Menschen dahin. Seit Mitte des Jahrhunderts erheben sich in den italienischen Städten die Unterdrückten.

Der Verweltlichung der Kultur und diesseitiger Daseinsfreude stehen – weit verbreitet – Endzeitahnungen gegenüber. Mit dem Kinderkreuzzug 1212 erfährt der Kreuzzuggedanke eine weitere schreckliche Radikalisierung. Religiös motivierte Gewalt kommt zu einem neuen traurigen Höhepunkt, als 1208 ein Papst zum ersten Mal das Kreuz gegen häretische Gemeinschaften in der eigenen Kirche predigt. Das Inquisitionsverfahren wird eingeführt, und Konrad von Marburg – eine hoch gebildete Persönlichkeit, Beichtvater und vom Papst bestellter „Defensor“ Elisabeths – wird 1227 zum ersten deutschen Ketzermeister bestellt. „Brautführer der Kirche“ und „Spürhund des

Herrn“ sagen die einen. Andere heben nach seinem gewaltsamen Tod seine Grausamkeit im Dienste der Inquisition hervor.

Das 13. Jahrhundert lebt, wie das Mittelalter insgesamt, aus der Spannung von Diesseits und Jenseits. Trennen lassen sich beide Sphären noch lange nicht. Die Menschen bewegt die Frage, wie der nun noch weiter aufgebrochene Gegensatz zwischen einer bejahten Welt und einem tief verwurzelten Jenseitsglauben zu überbrücken sei. Nicht zuletzt der vom Thüringer Landgrafenhof großzügig geförderte Wolfram von Eschenbach sucht in seinem Werk nach dem Lebensideal, „Gott und der Welt [zu] gefallen.“

Elisabeth, Königstochter und Herrin an einem der damals prächtigsten und mächtigsten Fürstenhöfe Europas, muss diesen Zwiespalt besonders tief empfunden haben. Die Quellen schildern sie als standesbewusste Fürstin, die ihren Repräsentationspflichten gewissenhaft nachkommt und bei Abwesenheit Landgraf Ludwigs selbständig die Regentschaft führt. Gleichzeitig offenbart sich in vielfältigen karitativen Werken ihr Drang nach einer gottgefälligen Lebensweise.

Nicht nur, dass sie 1226, als eine große Hungersnot ausbricht, die landgräflichen Kornspeicher öffnet und zur Linderung der akuten Not Kleider und Teile des fürstlichen Hausrats verkauft. Im Hospital für Kranke und Gebrechliche, das sie unterhalb der Wartburg bauen lässt, pflegt und speist sie die Kranken mit eigenen Händen – zum Entsetzen ihrer höfischen Umgebung.

Den Arbeitsunfähigen reicht sie milde Gaben. Den Arbeitsfähigen Schuhe und Werkzeug.

Immer tiefer taucht Elisabeth ein in die alle sozialen Schichten erfassende Armutsbewegung ihrer Zeit. Sie fordert mehr als fromme Gedanken. „Was Ihr einem der Geringsten unter euch getan habt, das habt Ihr mir getan“ (Mt 25, 40), heißt es im Evangelium. Früh steht Elisabeth in Kontakt mit den Franziskanern, die nach einem ersten gescheiterten Versuch seit 1221 Niederlassungen im deutschsprachigen Raum errichteten. Nicht Weltverachtung, nicht einsiedlerische Bußfertigkeit, sondern tätiger Glaube

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

als Hingabe an den nächsten wird das umwälzende, das Verhältnis von Glauben und Welt neu bestimmende Ideal eines geistlich inspirierten Lebens: Glaube als Dienst an der Welt und vor allem an den Menschen. Elisabeth hat dieses Ideal – zumal seit sie von ihren politischen Verpflichtungen entbunden ist – in radikaler Weise verwirklicht und vorgelebt. Der Maßlosigkeit von Elend und Not begegnet sie mit der Maßlosigkeit ihrer Hingabe, die keine Schonung kennt.

Gut und gerne könnte sie nach dem Tode Ludwigs als fürstliche Witwe zu ihrer Verwandtschaft nach Ungarn zurückkehren, könnte, wie andere adlige Standesgenossinnen, in ein Zisterzienserinnen- oder Prämonstratenserinnenkloster eintreten. Kaiserin, Gattin Friedrichs II., will sie nicht werden – so die Legende. „Soror in saeculo“, Schwester in der Welt will sie sein – unter Armen, Kranken, Sterbenden, ihnen dienen.

So etwas hatte die Welt noch nicht gesehen. Franz von Assisi – sechs Jahre älter als Elisabeth, 1181 geboren (+1226) – der reiche Kaufmannssohn hatte dem Vater seine kostbaren Kleider vor die Füße geworfen. Aber eine *filia regis*, eine Königstochter, die sich zur *pauperrima*, einer Mittellosen, erniedrigt und mit eigenen Händen arbeitet?

Elisabeth stellt die mittelalterliche Standesordnung auf den Kopf, die als gottgewollt und unverbrüchlich gilt.

Hildegard von Bingen, die große Heilige des vorausgehenden 12. Jahrhunderts, hatte es noch weit von sich gewiesen, nichtadlige Frauen in ihr Rupertsberger Kloster aufzunehmen. Es komme ja auch niemandem in den Sinn, „in einem einzigen Stall Ochsen, Esel, Schafe, Böcke“ zu versammeln. Elisabeth betritt Neuland und ihre Mitwelt versteht sie nicht. Als Wahnsinnige wird sie hingestellt. All das nimmt sie hin. Ein erstaunliches Beispiel von Unabhängigkeit – noch dazu für eine Frau des Mittelalters.

Mit Elisabeth wie mit dem hl. Franz von Assisi begegnen uns autonome Persönlichkeiten, die ihren von anderen tief verachteten Dienst als persönliche Berufung und Befreiung empfinden. Selbstentfaltung und Selbstentsagung liegen nahe beieinander. „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne

sich selbst“, sagt Jesus zu seinen Jüngern (Mt 16, 24).

Der Aufruf zum äußersten Einsatz setzt den freien Entschluss voraus. Elisabeth nimmt ihr Leben selbst in die Hand, um es anderen zu schenken. Die Wahrnehmung des eigenen Ichs und der eigenen Umwelt öffnet den Weg zu Mitbetroffenheit, Mitleid und Hilfe.

Von Elisabeths Zeitgenossen, Friedrich II. (1194-1250), sagt Friedrich Nietzsche, er sei der „erste moderne Mensch“ gewesen. Wie modern ist Elisabeth, die wir zu den *sancti moderni* zählen? Dass sie in ihrem Urteil und Handeln der Stimme ihres Inneren folgt und jegliche gesellschaftliche Schranken hinter sich lässt, ist modern, auch dass sie organisierte Formen der Sozialhilfe entwickelt, ist modern. Dass sie Frömmigkeit mit Weltlichkeit verbindet, ebenso. Aber es bleiben offenbar auch alte, uns heute tief befremdende asketische Ideale wirksam: „Tötet euren Leib ab und kreuzigt ihn, und auch ihr werdet die Märtyrerkrone empfangen“, so der bereits zitierte Johannes Chrysostomus. Ist das der Grund für ihre Selbstpeinigung und die Peinigung durch ihren „Seelenführer“ Konrad?

Bis zur Renaissance, in der dann der menschliche Körper zum Symbol für Tugend, ja für Keuschheit werden kann, ist es noch weit. Doch schon der Thüringer Meister Eckhart (1260-1327) – in Hochheim bei Gotha, also unweit von Eisenach geboren – entwirft in seiner Predigt über Elisabeth, nur Jahrzehnte nach ihrem Tod, ein menschenfreundlicheres Bild von Leib und Welt.

Dass der göttliche creator in seiner creatura sichtbar wird, ist den Menschen in der Zeit Elisabeths freilich noch nicht gänzlich zu Bewusstsein gekommen, aber diese Vorstellung erhält einen gewaltigen Aufschwung. Man denke nur an den Sonnengesang des Franz von Assisi, man denke daran, dass selbst die todkranke Elisabeth nicht anders kann, als dem Gesang der Vögel mit einem Lied zu antworten. Letztlich ist ihre praktische Spiritualität getragen von der Liebe zum Schöpfer, seiner Schöpfung und zu seinen Geschöpfen als Kinder Gottes, ist sie trotz aller Entbehrungen eine Quelle der Freude und Zuversicht.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

Elisabeth ist nicht von Furcht getrieben, wie die Menschen vorausgehender Jahrhunderte, denen Gott in den zahlreichen Darstellungen des Jüngsten Gerichts gewaltig, übermächtig und drohend erschienen war. Jesus, dessen Antlitz sie in den Armen wiederfindet, hat menschlichere Züge. Bernhard von Clairvaux, der einflussreichste Denker des 12. Jahrhunderts, hatte diesen Wandel des religiösen Bewusstseins bereits vorausgeahnt: „Amor vincit timorem“, die Liebe besiegt die Furcht.

Elisabeth von Thüringen wurde – neben zum Beispiel Klara von Assisi – zum prägenden Leitbild eines neuen weiblichen Heiligentyps, des sich rasch ausbreitenden Frömmigkeitsideals. Nicht zuletzt in ihrem hohen fürstlichen Stand: Die böhmische Königstochter Agnes, Elisabeths Cousine, eiferte ihr nach. Elisabeths Nichte Margareta, ungarische Königstochter, vor ihrer Geburt dem geistlichen Stand versprochen, schlug – trotz päpstlichem Dispens – die ihr angetragene Vermählung mit einem Herzog aus, übte Buße und pflegte Kranke. Johanna, portugiesische Prinzessin des 15. Jahrhunderts, verzichtete auf die ihr zustehende Thronfolge und wurde Dominikanerin.

Das Lebenszeugnis Elisabeths hat die Menschen vieler Jahrhunderte aus den unterschiedlichsten sozialen Gruppen in ganz Europa bewegt und gab vielfältigen Impuls zur tätigen Nachfolge – bekanntlich insbesondere in den karitativen Bewegungen. Elisabeth wird zum Symbol für Caritas und Diakonie!

Die bei Elisabeth aufscheinende hingebungsvolle Gottes- und Menschenliebe findet in den Schriften der hl. Teresia von Avila (1515-1582) ihren tiefsten Ausdruck. Edith Stein, die Jüdin, die Philosophin und Lehrerin, die spätere Karmelitin Schwester Theresa Benedikta vom Kreuz, lässt sich davon ergreifen. Als gläubige Christin geht sie in innerer Solidarität mit ihrem Volk in Auschwitz ihren letzten schweren Gang.

Sie und viele andere – ich nenne als ein weiteres Beispiel die 1944 in Berlin-Plötzensee hingerichtete evangelische Christin Elisabeth von Thadden – traten, wie ihre Namenspatronin Elisabeth von Thüringen, in Widerspruch zu den Herrschenden. In der Diktatur des Nationalsozialismus ein tödli-

cher Widerspruch! „Wir wollten barmherzige Samariter sein“, sagte Elisabeth von Thadden kurz vor ihrem Tod. Sie hatte Juden zur Flucht ins Ausland verholfen.

Und auch in der zweiten, gänzlich andersgearteten Diktatur, hier im östlichen Teil Deutschlands, sammelte sich im Spätherbst 1989 der Widerstand, zunächst vorwiegend in den evangelischen Kirchen.

Eine Kirche, die evangelische Nikolaikirche in Leipzig, wurde zum Ausgangspunkt der Montagsdemonstrationen, die dem SED-Regime schließlich das Ende bereiteten. Widerstand braucht ein Minimum an institutionellem, erst recht an geistigem Rückhalt. Die großen Elisabethwallfahrten von 1957 und von 1981 zogen zehntausende Teilnehmerinnen und Teilnehmern an – trotz aller staatlichen Drangsal.

Vor 50 Jahren, bei der 750-Jahr-Feier der hl. Elisabeth auf dem Erfurter Domplatz, rief der Apostolische Nuntius Dr. Alois Muench dazu auf, nach dem Vorbild der hl. Elisabeth in allen Teilen Deutschlands den Willen Christi zu verwirklichen: „dass alle eins seien!“ Zeichen dieses Strebens seien: „der beständige Erweis brüderlicher Hilfe ... und das tägliche Beten des Vaterunsers für die innere und äußere Einheit Deutschlands.“ Ein Ruf, der gehört wurde, der aber auch weiter Gehör verdient!

Nach meiner Erinnerung war die erste Grundsteinlegung eines Kirchenneubaus, der ich als Thüringer Ministerpräsident beigewohnt habe, der Grundstein für St. Elisabeth in Gera. Natürlich St. Elisabeth!

Unsere heutige Gesellschaft ist nicht mehr religionsfeindlich. Unser Grundgesetz und auch unsere Thüringer Landesverfassung berufen sich ausdrücklich auf Gott. Bücher mit christlichen Bezügen stehen an der Spitze der wöchentlichen Bestsellerlisten – von einem Komiker, einem Journalisten, dem Papst verfasst.

Eine Umfrage, die die Konrad-Adenauer-Stiftung in Auftrag gegeben hat, kommt nicht nur zu dem Schluss, dass die Kirchen in ihren Kernaufgaben – der Verkündigung, der Seelsorge und der Caritas – weit überwiegend ein hohes Ansehen genießen. Sondern die Menschen wünschen sich in der

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

Mehrheit christliche Werte in der Politik. Unabhängig vom Alter oder Geschlecht, in allen Bevölkerungsschichten gibt es mehrheitlich die Erwartung, dass die Kirchen am öffentlichen Leben teilnehmen.

Dennoch bekennt sich im alten Westen nur zwei Drittel und in den jungen Ländern nur ein Drittel der Bevölkerung persönlich zum Christentum. Das Bemühen um Orientierung ist gleichwohl unübersehbar.

Ob man nach einer deutschen oder einer europäischen Leitkultur fragt oder diese Begriffe lieber vermeiden möchte. Beide Volksparteien beziehen sich in ihren neuen Grundsatzprogrammen auf die gleichen Grundwerte: Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität. Auch wenn sie sie höchst unterschiedlich definieren. Die Union denkt nicht im Traum daran, den Bezug auf das christliche Menschenbild zu relativieren. Die SPD nimmt den Begriff, wenn auch sehr vorsichtig, neu in ihr Programm auf. Ohne diese Orientierung glaubt man nicht, Werte leben, Krisen meistern, Not beheben zu können.

Thüringen, das junge und zugleich traditionsreiche Land in der Mitte Deutschlands, findet neue Orientierung in seinem historischen und geistigen Erbe und erfährt – nicht zuletzt durch seine Identität spendenden, historischen Persönlichkeiten –, dass es auch ein christliches Erbe ist: 2000 haben wir an Johann Sebastian Bach erinnert, 2001 an Martin Luther, 2003 an Meister Eckart, 2004 an Bonifatius, 2006 an Rade-gundis, 2007 „Elisabeth von Thüringen – eine europäische Heilige“.

Der Erfahrungsschatz christlicher Tradition und christlich geprägte Werte steht allen Menschen offen. Sie können unabhängig von religiösen Überzeugungen Grundlagen für Gemeinsamkeit und gemeinsames Handeln sein. Es gibt Verständnisformen von Heiligkeit, die es auch Nichtchristen erlauben, sittliche Wegweisung aus den Viten der Heiligen abzuleiten. Kant erklärt Heiligkeit als völlige Angemessenheit des Willens zum moralischen Gesetz. Hegel gibt ihr einen moralisch-gemeinschaftsbezogenen Sinn: Das Heilige sei das, „was viele Seelen zusammenbindet.“

Bei aller notwendigen Rücksichtnahme auf Nichtglaubende und Andersgläubige, bei aller wissenschaftlich-kritischen Versachlichung der historischen Figur, es lässt sich nicht übersehen, dass der christliche Glaube im Leben Elisabeths der zentrale Punkt gewesen ist, von dem her und um den herum sich alles andere fügt. Ein kraftvoller antreibender Glaube, der in der Welt gelebt werden muss. Ihr Christentum fordert gelebte Werte.

Dies – zumal in diesem Teil Deutschlands – festzustellen, heißt einer Traditionslinie zu widersprechen, die den christlichen Glauben mit „Jenseitsvertröstung“ gleichgesetzt hat und die in der Hoffnung auf den Himmel eine Ausflucht aus der unsozialen Realität sah.

Elisabeth war – anders als Karl Marx – eine Pragmatikerin, keine Theoretikerin einer besseren irdischen Welt. Den Himmel auf Erden konnte es für sie nicht geben. Der Mensch, von Gott geschaffen, Gott ebenebildlich, aber nicht Gott, bleibt fehlerhaft und begrenzt.

Wer so denkt und danach handelt, ist – wie die vielen christlichen Märtyrer in der ersten Hälfte des zurückliegenden Jahrhunderts, erinnert sei nur als Beispiel an Maximilian Kolbe, an Bonhoeffer oder Delp – gefeit gegen den Rausch des Übermenschentums, von dem vor allem wir Deutsche befallen gewesen sind. Alle Versprechungen einer vollendeten diesseitigen Welt – mögen sie noch so menschenfreundlich daher kommen, wie einst die Berufung auf den sozialistischen Humanismus – fordern zur Abwehr heraus.

Heilige sind Zeugen einer besseren Welt, die nicht von dieser Welt ist. Sie ließen sich zur Zeit Elisabeths wie unter Hitler, Stalin oder Mao nicht vom Zeitgeist vereinnahmen. „Wir sind ... immer zuversichtlich, auch wenn wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben“, heißt es bei Paulus (2. Korinther 5,6).

Eine gewisse innere Fremdheit zum irdischen Geschehen gehört – wie die Verbundenheit zu den Menschen – zwar mit zum christlichen Selbstverständnis. Aber es ist eine zum Handeln ermutigende, selbst in

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

der tiefsten Finsternis noch zuversichtlich machende Fremdheit.

Man kann diese auch von Elisabeth empfundene Fremdheit als ständige leidenschaftliche Suche nach Gerechtigkeit begreifen. Nur ist bitte zu beachten, dass sie unter verschiedenen Zeitumständen, in verschiedenen Zeitepochen zu unterschiedlichen Konsequenzen herausfordert. Gott sei Dank muss bei uns heute keiner zum Märtyrer werden, wenn er seiner Überzeugung treu bleiben will!

Wir dürfen uns allerdings – und das ist nicht wenig – auch nicht selbstgenügsam im Hier und Heute einrichten. Wir müssen die Nöte und Zweifel unserer Zeit wahrnehmen und, wo es nötig ist, auf Änderung drängen. Elisabeth hat ihre Überzeugung als Stachel im eigenen Fleisch empfunden, wagte Schritte ins Ungewohnte, wurde zu einer großen Erneuerin der damaligen Welt.

Unsere Probleme sind heute andere als in ihrem, im 13. Jahrhundert. Gering sind sie deshalb nicht. Wir stehen in Deutschland, Europa und in der Welt vor Herausforderungen, die viele Gewissheiten erschüttern und Schritte ins Ungewohnte notwendig machen: ein technologischer Fortschritt, der an neue ethische Grenzen stößt, die Globalisierung mit ihren Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft, Klimaerwärmung, Umweltzerstörung und Ressourcenknappheit, Krankheiten wie die Immunschwäche AIDS, Arbeitslosigkeit, umfassende demographische Veränderungen, strukturelle Probleme im Renten- und Gesundheitswesen, Überschuldung der öffentlichen Haushalte, neue Bedrohungen von Sicherheit und Frieden durch anonymen Terrorismus.

Man könnte darüber in Trübsal und Resignation verfallen. Und in der Tat scheint Fatalismus modern geworden zu sein. Pessimisten und Zyniker geben den Ton an. Nur wer die Lage in den drastischsten Farben zeichnet, findet Glauben und Gehör.

Die Folgen des demographischen Wandels seien – was richtig ist – Jahrzehnte lang verschlafen worden. Aber auf Verdrängung folgt Dramatisierung. Der „Krieg der Generationen“ und das „Methusalemkomplott“ drohen. Prognosen, wie unsere Gesellschaft

in 50 Jahren aussehen wird – kinderlos, überallert, innovationsschwach –, werden für manche zur bleiernen Gewissheit.

Abends an den Bildschirmen kommt Unbehagen auf, wenn Jahrhundertstürme in Jahresabständen toben und gesuchte Ferienzeile ein Raub der Flammen werden. Ein kleiner Eisbär (Knut) wird zum medialen Sorgenkind. Langsam dämmert uns, welch gewaltiges Konfliktpotential der Klimawandel, Wassermangel allzumal, mit sich bringt – in Darfur und anderswo. Als sei Verdrängtes dadurch gut zu machen, überbieten wir uns in dem Bekenntnis, dass die klimatischen Veränderungen außer Kontrolle geraten seien. Zu spät sei es ohnehin.

Globalisierung vollzieht sich, und es gilt für viele längst als ausgemacht, dass sie nur zu empörenden Missständen führen kann. Von Chancen wagen nur Wenige zu sprechen. Ein weitverbreitetes Grundgefühl besagt: Es geht ungerecht zu – bei uns und in der Welt.

Man kann die Liste der Krisen und Herausforderungen verlängern. Auf ihre politische Gestaltbarkeit setzen nur die Wenigsten. Man fühlt sich ausgeliefert, als Opfer der Verhältnisse. Was hilft da Freiheit? Ihr Grenznutzen ist gesunken, seit sie selbstverständlich geworden ist. Sicherheit hat Konjunktur.

Dass unter diesen Voraussetzungen die Fundamente unserer freiheitlichen Ordnung leiden, kann nicht erstaunen. Und tatsächlich gibt es beunruhigende Entwicklungen: Das Erstarken der politischen Ränder rechts und links der Mitte, die allgemeine Politikverdrossenheit, die sinkende Wahlbeteiligung, das Schwächeln der Volksparteien, denen Journalisten und Kolumnisten – wieder einmal – ein baldiges Ableben voraussagen.

Zum Glück für uns alle erfüllen sich pessimistische Weissagungen nicht immer. Kurz vor Elisabeths Geburt, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, berechnete ein Abt namens Joachim von Fiore – basierend auf der apokalyptischen Zahlenmystik – den Anbruch der Endzeit für das Jahr 1260 voraus. Wie allzu häufig bei Unheilspropheten gewann er damit weitreichenden Einfluss.



Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

JENA

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

01. November 2007

Elisabeth hat sich davon nicht abhalten lassen, für ihr Leben Konsequenzen zu ziehen, und das in ihrer Kraft stehende getan, um das Los notleidender Menschen zu verbessern. Sie gibt ein bleibendes Beispiel kämpferischer, mehr noch – verwegener – Hoffnung!

Ich erinnere an die, wohl in der Toskana entstandene, Legende vom „Rosenwunder“. Jeder kennt sie: Als eine Hungersnot wütet, verteilt Elisabeth insgeheim milde Gaben. Einmal begegnet sie – mit einem Korb voll Fleisch, Eiern und Brot – dem Landgrafen. Nach dem Inhalt befragt, antwortet sie, es seien Rosen. Und tatsächlich, als der Landgraf das Tuch von dem Korb zurückschlägt: Es sind Rosen.

Elisabeths Antwort ist keine billige Ausrede, keine handfeste Lüge. Sie vertraut auf ihr Urteil, tut das Richtige und hilft den Armen. Und als es eng wird, vertraut sie auf Gott. Die Lehre, die wir ziehen dürfen: Praktische Nächstenliebe setzt Vertrauen in sich selbst und in Gott voraus. Pessimismus und Verbitterung bedeuten, nicht nur sich selbst, sondern auch den nächsten verloren zu geben, bedeuten, Not nicht zu lindern, sondern ihr das Feld zu überlassen.

Tatenlosigkeit aus Verzweiflung, das Ertrinken im Elend der Welt erlaubt christlich geprägte Verantwortung nicht, so erdrückend die Lage auch sein mag. Wo die Welt im Argen liegt, ist standhafte Bewährung, nicht passive Hinnahme gefordert.

Wären wir nicht so verzagt, wir erkannten, dass „Rosenwunder“ gar nicht so selten sind – selbst nicht in der Politik. Deutschland war nach dem Krieg materiell und geistig ein Trümmerhaufen, war – wie der gesamte Kontinent – geteilt. Niemand wollte mehr ein Stück Brot von uns nehmen.

Und dennoch ist der Neuanfang gewagt worden. In beiden Teilen Deutschlands: Im Westen mit einem klaren Bekenntnis zur westlichen Wertegemeinschaft, mit der Wirtschaftsordnung der Sozialen Marktwirtschaft, die Freiheit und Verantwortung verbindet, mit den Römischen Verträgen von 1957, mit einer Politik der Einbindung Deutschlands in internationale Strukturen, die die Angst vor Deutschland mindern und

die eines Tages die Wiedervereinigung des Vaterlandes ermöglichen sollte. Ein Rosenwunder? Nicht wir selbst, das Ausland sprach von einem deutschen Wunder.

Fast niemand von uns hielt es für möglich, dass die Wiedervereinigung über Nacht Realität werden könnte. Mit Angst in den Herzen, Gebeten auf den Lippen und Kerzen in den Händen brachten mutige Frauen und Männer ein bis an die Zähne bewaffnetes, totalitäres System zu Einsturz. Ein Rosenwunder?

Auf dem ehemaligen Uranabbaugebiet bei Gera und Ronneburg findet eine Bundesgartenschau statt. In Weimar haben wir in der vergangenen Woche den Wiederaufbau der Anna-Amalie-Bibliothek gefeiert – undenkbar in den Stunden nach der schrecklichen Brandnacht vor drei Jahren. In Dresden ist die Frauenkirche wiedererstanden. Rosenwunder?

Vieles, was wir uns vorgenommen, was wir geplant haben, ist nicht verwirklicht worden, manches liegt im Argen. Hier in Thüringen, in den jungen Ländern, aber auch in den alten. Wer wollte das leugnen?

Nur, es sind auch Wunder geschehen. Das Wunder der europäischen Aussöhnung zum Beispiel. Kein Student dieser Universität, so viele Probleme ihn auch bedrängen mögen, muss mehr fürchten, dass sein Leben mit 23 oder 24 Jahren auf einem Schlachtfeld in Flandern, vor Verdun, in Stalingrad oder vor Moskau enden wird. Zum ersten Mal herrscht seit Jahrzehnten Frieden in fast ganz Europa, und es gibt keine Erzfeinde unter den Nachbarn mehr.

In ein paar Tagen geht die großartige Ausstellung zu Ehren der Heiligen Elisabeth auf der Wartburg zu Ende – von zwei Professoren dieser Universität, dem Historiker Matthias Werner und dem Kunsthistoriker Dieter Blume, meisterhaft ausgerichtet, von über 200.000 Gästen besucht. Und es geht das Elisabethjahr zu Ende. Wir hätten es umsonst gefeiert, wenn danach die Botschaft der hl. Elisabeth wieder in Vergessenheit geriete.

Sie lautet: Wagt Schritte ins Ungewohnte! Seid zur Erneuerung bereit!

**Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.**

**JENA**

PROF. DR. BERNHARD VOGEL  
VORSITZENDER DER KONRAD-  
ADENAUER-STIFTUNG  
MINISTERPRÄSIDENT A.D.

**01. November 2007**

Orientiert Euch an dieser großen Frau aus Thüringen, die zur europäischen Heiligen wurde, an diesem großen Vorbild für Solidarität und Nächstenliebe!

Nachdem sie großzügig Almosen verteilt hatte und nur die Schwächsten zurückgeblieben waren, ließ sie Brote herbeibringen und ein Feuer machen. Ihr Kommentar: „Seht, ich habe es Euch gesagt, wir müssen den Armen Freude bereiten.“ Und sie selbst freute sich mit den Fröhlichen und jauchzte mit den Jauchzenden.